

ZÜRCHER BEITRÄGE

zur Sicherheitspolitik und Konfliktforschung

Heft Nr.1

Kurt R. Spillmann
Konfliktforschung und Friedenssicherung

Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse
Eidgenössische Technische Hochschule 8092 Zürich

© 1987 Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse, ETH-Zentrum,
8092 Zürich

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Forschungsstelle.
Die in den "Zürcher Beiträgen zur Sicherheitspolitik und Konfliktforschung" wiedergegebenen Auffassungen stellen ausschliesslich die Ansichten der betreffenden Autoren dar.

Kurt R. Spillmann

Konfliktforschung und Friedenssicherung

Inhalt:

1. Einleitung	S. 1
2. Friedens- und Konfliktforschung gehören zur Sicherheitspolitik	S. 2
3. Von der Friedens- zur Konfliktforschung	S. 4
4. Grundprobleme der Konfliktforschung	S. 6
5. Was sind Konflikte?	S. 7
6. Innergruppen- und Zwischengruppenkonflikte	S. 8
7. Wie kommt es zu Kriegen?	S. 9
8. Kriegsursachenforschung	S.11
9. Rationale und nicht-rationale Faktoren	S.14
10. Wahrnehmung und Wahrnehmungsverzerrung	S.16
11. Kommunikation	S.18
12. Bewusstmachung als Beitrag zur Friedenssicherung	S.19
13. Grosse Bedeutung der Innergruppenkonflikte	S.20
14. Anmerkungen	S.22

Konfliktforschung und Friedenssicherung

1. Einleitung

Die Tatsache, dass der Bundesrat sich in einer Zeit der Finanzknappheit und der generellen Personalplafonierung entschlossen hat, an der Eidgenössischen Technischen Hochschule eine neue Professur für Sicherheitspolitik und Konfliktforschung zu schaffen, kann nichts anderes bedeuten, als dass es sich hier nicht um ein Forschungsgebiet des Bereiches "nice to know", sondern um Probleme aus dem Bereich "need to know" handelt.

Und in der Tat fliessen hier zwei Postulate zusammen, die seit langen Jahren erhoben worden sind. Zum einen die Forderung nach einer Forschungsstätte, die sich ausserhalb der Verwaltung in freier Art mit den Grundlagen und Grundproblemen unserer nationalen Sicherheit und unserer Sicherheitspolitik befasst, und zum andern die Forderung nach einem schweizerischen Beitrag zur Konfliktforschung.

Die gültige Grundlage unserer schweizerischen Sicherheitspolitik aus dem Jahre 1973 hält den inneren Zusammenhang zwischen diesen beiden Problembereichen ausdrücklich fest, warnt aber vor übertriebenen Hoffnungen.

Es liegt in alter schweizerischer Tradition begründet, dass man auf der einen Seite bereit ist, zur Verbesserung der herrschenden Zustände und damit zu einer besseren Zukunft beizutragen, dass man aber aus langer geschichtlicher Erfahrung weiss, dass es ebensoviel Anstrengung braucht, um das schon Erreichte gegen mögliche Verschlechterungen abzusichern.

2. Friedens- und Konfliktforschung gehören zur Sicherheitspolitik

Diese Polarität von Idealismus und Realismus hat in der Schweiz eine siebenhundertjährige Tradition, vom Bundschluss 1291 in anbetracht der "malicia temporis", der "Arglist der Zeit", bis zur heutigen Konzeption der Sicherheitspolitik, die der Schweiz in unserer ebenfalls als schwierig und unbeständig empfundenen Zeit Handlungsfreiheit und Frieden in Unabhängigkeit erhalten, das Staatsgebiet behaupten und die Bevölkerung schützen will.

Dazu ist ein breit gefächertes Instrumentarium von zivilen und militärischen Mitteln bereitgestellt, zu denen Diplomatie, Einsatzstäbe und Equipen für internationale Hilfe, sowie Forschungsorgane ebenso gehören wie die Armee, Zivilschutz, Kriegswirtschaft, Information und Staatsschutz <1>. Friedens- und Konfliktforschung gehören also in unser sicherheitspolitisches Konzept und Instrumentarium hinein.

Dieses Konzept ist formuliert im "Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Sicherheitspolitik der Schweiz" vom 27. Juni 1973. Der Untertitel dieser umfassenden Gesamtanalyse - "Konzeption der Gesamtverteidigung" - wird oft falsch verstanden, in dem Sinne, dass unter "Gesamtverteidigung" nur die Elemente der direkt auf einen Krieg bezogenen Verteidigung wie Armee, Zivilschutz, Kriegswirtschaftliche Vorsorge etc. verstanden werden. Das schweizerische sicherheitspolitische Konzept blickt aber durchaus über diesen - zugegebenermassen bedrohlichsten - Extremfall hinaus und stellt fest: "Die schweizerische Strategie umfasst - - - einen ausgreifenden, nach aussen aktiven und einen bewahrenden, defensiven Bereich. Nach aussen aktiv ist sie in unseren Bemühungen, im internationalen Rahmen nach Kräften zur Gestaltung und Sicherung eines dauer-

haften Friedens beizutragen; defensiv ist sie in allen Massnahmen zur Verhinderung und Abwehr von feindlichen, gegen die Sicherheit der Schweiz gerichteten Handlungen." <2>

Damit versucht die Schweiz, die zwei in der theoretischen Diskussion grundlegenden, oft antagonistisch gebrauchten Friedenskonzeptionen von Verteidigungspolitik einerseits und aktiver Friedenssicherung andererseits gleichzeitig zu verfolgen. Nach wie vor bleibt eine schlagkräftige Armee wichtigstes Instrument der Sicherheitspolitik in ausserordentlichen Lagen und damit unverzichtbar. Aber die Landesregierung ist sich bewusst, dass Sicherheit nicht mehr allein mit Verteidigungsmassnahmen erzielt werden kann.

In diesem Sinne hält der Bundesrat im gleichen Dokument fest: "Die zunehmende gegenseitige Abhängigkeit aller Nationen, die Gefahr des Uebergreifens fremder Konflikte auf den eigenen Erdteil, aber auch humanitäre Beweggründe veranlassen auch den Kleinstaat, im Bereich der allgemeinen Friedenssicherung und Krisenbewältigung mehr als bisher tätig zu werden. Da machtpolitische Eingriffe irgendwelcher Art nicht in Frage kommen, stehen die Diplomatie, die Guten Dienste und die Förderung aller weiteren Massnahmen, die dazu beitragen, Spannungen zu vermindern und Konflikte ohne Gewalt zu lösen, im Vordergrund. Dazu gehört auch die Friedens- und Konfliktforschung." <3>

Friedens- und Konfliktforschung hat also - und dieser Auftrag ist sinnvoll - dazu beizutragen, "Spannungen zu vermindern und Konflikte ohne Gewalt zu lösen", bzw. - wie es das Wesen der Forschung ist - nach Wegen zu suchen und Beiträge zu leisten zur Ergründung der Voraussetzungen, von denen aus solche Tätigkeiten sinnvoll ausgeübt werden können.

3. Von der Friedens- zur Konfliktforschung

Ihre Aufgaben sind indessen nicht klar umrissen, können es aus vielen Gründen nicht sein, u.a. auch deshalb, weil der Begriff des "Friedens" durch alle Zeiten hindurch eine verführerische Leerformel war, die zwar von jedermann vermeintlich verstanden wurde und wird, aber meist nur ungenau definiert und zum Gefäß für die allerverschiedensten archetypischen Wunschbilder und Hoffnungen gemacht wurde.

Seit dem alttestamentlichen Idealbild vom Friedensreich, wo der Wolf beim Lamm zu Gast ist und der Löwe Gras frisst wie das Rind, ist der Wunsch nach einer künftigen Zeit ohne Gewalt, Krieg, Leiden und Tod immer lebendig geblieben, gespiesen aus dem urmenschlichen Leiden am unaufhebbaren Zwiespalt zwischen der Unvollkommenheit des realen Lebens und der Vollkommenheit denkbarer Welten. Religiöse Vollkommenheitsbilder wetteifern mit einer nicht abbrechenden Reihe literarischer und politischer Utopien in der Formulierung von Wunschprojektionen und in der Ausmalung weniger fehlerhafter Welten.

Die Wahrnehmung dieses Zwiespaltes zwischen Idealität und Realität, bzw. das Bewusstsein von der unaufhebbaren Spannung zwischen Leben und Tod ist für den Menschen sowohl Quelle des Leidens an der Unvollkommenheit des Realen wie auch immer wieder neuer Ansporn, diese Realität im Sinne seiner inneren Bilder zu ändern. Ernst Bloch hat in drei inhaltsreichen Bänden die ungeheure Schub- und Zugkraft des planerischen und utopischen Elementes, der "antizipatorischen Vernunft" in der menschlichen Geschichte unter dem Titel "Das Prinzip Hoffnung" dargelegt. Und dieses Prinzip hat in unzähligen literarischen, politischen oder filmischen Varianten von Wunschlandschaften und Wunschzeiten vorgehalten bis heute. Auch die Wissenschaft hat sich dem Sog

dieser mächtigen Tradition nicht entziehen können, und damit visiere ich natürlich in besonderem Masse die Schwierigkeiten der Friedensforschung an, die - besonders in den 60er und frühen 70er Jahren - von breiten Kreisen der Öffentlichkeit gefordert, von Parlamenten diskutiert und von einigen Regierungen und Hochschulen auch institutionalisiert worden ist, aber bisher keine kohärente Methodik entwickeln und kaum Resultate erbringen konnte, die die einstigen Hoffnungen rechtfertigen würden.

Während Jahrhunderte christlicher Tradition die Unvollkommenheit des Menschen als "Erbsünde" und damit als unabdingbare existentielle Grundbedingung hinnahmen, schaffte der aufklärerische Glaube an die weltgestalterische Kraft der Rationalität die Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens gleichsam ab, verlegte die Hindernisse, die zwischen Mensch und Vollkommenheit lagen, von innen nach aussen und schuf die Wissenschaften zwar nicht neu, gab ihnen aber eine bislang nur der Theologie zugestandene Autorität.

Die Wissenschaft, als eigentliche Institutionalisierung der menschlichen Rationalität, hatte in einem expandierenden Kosmos, in dem die zentrifugalen Kräfte dominierten, immer mehr auch Orientierungs-, Zielbestimmungs- und Führungsfunktionen zu übernehmen. Der instrumentale, dienende Charakter der Vernunft wurde dabei in der Aufbruchseuphorie des 18. Jahrhunderts übersehen und die an sich wertfreie Wissenschaft überfordert: sie sollte auch Sinn stiften, Ziele und Werte setzen, Argumente für Wertordnungen und Werthierarchien liefern, Wege zu wünschbaren Zielen weisen und überhaupt die "Welträtsel" lösen helfen.

Diesem Zwiespalt ist die sog. Friedensforschung in besonderem Masse ausgeliefert, als sie einerseits von stark gefühlsmässigen, meist sehr generellen Wünschen bestimmt ist, die im ausnahmslos positiv bewerteten Begriff Frieden enthalten sind, und andererseits

mit dem Begriff "Forschung" doch den Anspruch auf wertfreie Wissenschaftlichkeit erhebt. Um den grossen und wissenschaftstheoretisch kaum lösbaeren Schwierigkeiten zu entgehen, die aus der Ansiedelung der Friedensforschung auf diesen zwei verschiedenen Ebenen entstehen, empfiehlt es sich, den weniger anspruchreichen Begriff der Konfliktforschung zu verwenden, der den Akzent auf die nüchterne, wissenschaftliche Erforschung von Konflikten legt, d.h. auf die Erforschung des weiten Spektrums von Ursachen für Spannungen, Leid, Krieg und Unfrieden, statt sich auf das Aufspüren von Rezepten für den im Begriff "Frieden" enthaltenen zukünftigen Vollkommenheitszustand auszurichten.

Fatalerweise hat sich in den letzten Jahren im öffentlichen Gebrauch der Begriffe Friedensforschung, Konfliktforschung und Sicherheitspolitik eine Polarisierung ergeben. Im Interesse unseres Landes muss diese Polarisierung rückgängig gemacht werden. Anhänger der Friedensforschung dürfen nicht länger gleichgesetzt werden mit Gegnern unserer sicherheitspolitischen Konzeption, und umgekehrt darf nicht länger unterstellt werden, die meisten Repräsentanten der verschiedenen Zweige der Gesamtverteidigung, vor allem der Armee, seien den Anliegen der Friedens- oder besser (im oben entwickelten Sinn) - der Konfliktforschung gegenüber indifferent.

4. Grundprobleme der Konfliktforschung

Wenn ich mich nun heute etwas ausführlicher mit gewissen Grundproblemen der Konfliktforschung befasse, so bedeutet das nicht, dass ich sie für wichtiger hielte als die sicherheitspolitische Forschung (die z.B. dringliche Ueberlegungen anzustellen hat über das Bedrohungsbild, über die Auswirkungen denkbarer Rüstungskontroll- bzw. Abrüstungsabkommen auf die Schweiz

- / -

usw.), sondern ich halte das für gegeben, weil Konfliktforschung und sicherheitspolitische Forschung von der Sache her ohnehin nicht mehr getrennt werden können, die Konfliktforschung aber jünger, unbekannter, auch umstrittener ist, zugleich sich aber mit derart wichtigen Grundlagenproblemen einzulassen begonnen hat, dass sie trotz - oder vielleicht gerade wegen - ihrer schwierigen Position intensive Unterstützung verdient.

Lassen Sie mich beim gemeinsamen Ausgangspunkt beginnen, beim ganz konkreten Bedürfnis jedes Staates, nicht Opfer von Konflikten seiner Umwelt zu werden.

Während der Kleinstaat Schweiz seit Bestehen des Bundesstaates von einem Ueberschwappen nachbarlicher Konflikte auf unser Land, unsere Bevölkerung, unsere Einrichtungen und unsere natürliche Ueberlebensbasis verschont blieb, scheinen heute mögliche Konflikte nach Art wie nach Grösse bisher nicht erlebte Dimensionen annehmen zu können, Dimensionen jedenfalls, die es nicht nur wünschbar, sondern notwendig machen, alle Anstrengungen auf ihre Vermeidung auszurichten. Trotz allen Hoffnungen auf friedenssichernde internationale Organisationen müssen wir die Tatsache akzeptieren, dass auch heute noch die Nationalstaaten, u.a. unsere Schweiz, die Funktion der Ueberlebensgemeinschaft von Individuen zu erfüllen und die Verantwortung für die Produktion von Sicherheit für die Einwohner zu tragen hat.

5. Was sind Konflikte?

Konflikte und Auseinandersetzungen gehören aber grundlegend zur "condition humaine". Konflikt, so lautet eine Definition des amerikanischen Konfliktforschers Dennis Sandole, ist ein dynamisches Phänomen, "eine Situation, in der wenigstens zwei Akteure oder deren Vertreter ihre Wahrnehmungen von gegenseitig unvereinbaren Zielen dadurch verfolgen, dass sie die Fähigkeit

der Gegenseite, ihre Ziele zu verfolgen, direkt oder indirekt untergraben." <4>

Wahrnehmungen von Nicht-Uebereinstimmungen, d.h. Konflikte, sind zunächst einmal grundlegende funktionale Elemente des individuellen und gesellschaftlichen Lebens und es ist aussichtslos, sie ausmerzen zu wollen. Die Verhaltensforschung hat ausgiebig Belege geliefert für die Tatsache, dass es keine "von Natur aus friedlichen" Völker oder Menschengruppen gibt, und altsteinzeitliche Höhlenmalereien belegen, dass es solche auch in der gelegentlich idealisierten Vorackerbauzeit nicht gab <5>.

6. Innergruppenkonflikte und Zwischengruppenkonflikte

Der Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt hat aber aus seiner Beobachtung von Naturvölkern auf eine wichtige Unterscheidung hingewiesen: die Unterscheidung zwischen Innergruppenkonflikten und Zwischengruppenkonflikten <6>. In Konflikten innerhalb einer Gruppe, sagte er, wurde im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung eine Hemmung erworben, die im allgemeinen verhindert, dass sich Mitglieder der gleichen Gruppe gegenseitig umbringen. Konflikte innerhalb der Gruppe sind nach diesem Befund nicht auf Destruktion des Gegenübers angelegt. Es geht dabei viel mehr um kontrollierte Konfliktauustragungen, die mit den Begriffen Distanzierung, Objekterwerb und Rangstreben auf den kürzesten Nenner gebracht werden können. Aggressive Konflikte zwischen Gruppen hingegen, d.h. Kriege, werden wie Konflikte zwischen verschiedenen Arten, also ohne diese Tötungshemmung, ausgetragen und zielen auf Verdrängung, Beschädigung und/oder Vernichtung des Gegners ab. Erst sekundär sind Konventionen entwickelt worden, die in Richtung auf eine Ritualisierung auch dieser Konfliktauustragung hinwirken. Aber sie sind bis heute nicht verlässlich,

da die primär destruktive Absicht nicht unter Kontrolle gebracht werden konnte. Rechtsordnungen aller Art, auch internationale wie die Haager Konventionen, die Genfer Konventionen und die von den UNO Mitgliedern beschlossene Achtung des Krieges sind vorläufig noch keine verlässlichen Schutzwälle gegen diese primäre Destruktionsabsicht.

Ein grosses und nach wie vor ungelöstes Problem liegt in der Frage nach den Bedingungen des Umschlagens der Konfliktdynamik von einem kontrollierten oder ritualisierten Austrag in einen unkontrollierten und unkontrollierbaren Austrag. Damit ist die Frage gestellt nach den Voraussetzungen für einen offenen, ungehemmten Austrag eines Zwischengruppenkonfliktes, wie ihn ein Krieg zwischen Staaten darstellt.

7. Wie kommt es zu Kriegen?

Es ist deshalb schwer zu begreifen, dass wir bis heute über Konfliktdynamik und insbesondere über die Bedingungen des Entstehens von Kriegen so wenig wissen, wie auch ein so eminenter Kenner der Materie wie Michael Howard kürzlich wieder bestätigte <7>. Auch die intensiven Anstrengungen der Friedensforscher um die Klärung damit verbundener Fragen haben, wie 1986 an einem Kongress eingestanden wurde, "zu keinen wirklichen Durchbrüchen geführt".<8> Der amerikanische Politologe Bruce Bueno de Mesquita meinte sogar vor wenigen Jahren: "Trotz der Bemühungen solcher Geistesriesen wie Kant, Spinoza, Rousseau und anderer, wissen wir heute über die Voraussetzungen internationaler Konflikte wenig mehr als schon Thukydides vor zwei Jahrtausenden bekannt war." <9> Auch der "klassische" Autor zum Thema "Krieg", Carl von Clausewitz, schilderte den Krieg als "ein wahres Chamäleon"; nicht nur, weil er in jedem konkreten Fall seine Natur etwas ändere, sondern weil er eine "wunderliche Dreifaltig-

keit" bilde, "zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewalt seines Elementes, dem Hass und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeit und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelentätigkeit machen, und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeugs, wodurch er dem blissen Verstand anheimfällt." <10>.

Aehnlich unfassbar, als ein Proteus, schildert ihn auch heute, 150 Jahre später, der Generalsekretär des Institut Francais de Polemologie, Rene Carrere: " --- man weiss nicht, aus welchen Tiefen er entstanden ist, welches seine wahre Dauer sein wird, welches Gesicht er schliesslich haben wird, welche unvorhersehbaren Wandlungen aus ihm hervorgehen werden, und was seine wahre Daseinsberechtigung und Funktion gewesen sein wird..." <11>

Die Dringlichkeit des Bedürfnisses, mehr zu wissen, liegt für die heute Lebenden sicher darin, dass die Dimensionen der Kriegsgewalt und ihrer Wirksamkeit es unmöglich machen, Kriege auch weiterhin als "Schicksalsschläge" hinzunehmen.

Die Schlussfolgerung aus diesem Tatbestand muss deshalb - in Abwandlung des bekannten lateinischen Diktums - heissen: "Wenn du den Frieden willst, erforsche den Krieg!", und zwar nicht nur an der Oberfläche und bezüglich seines äusseren Anlasses, sondern bezüglich aller Ebenen des gewaltsam ausgetragenen Konfliktes, vom äusseren Anlass und der meist trügerischen Begründung des Konfliktes, die er liefert, über die politischen und wirtschaftlichen Umstände des besonderen geschichtlichen Augenblicks bis zu den inneren Voraussetzungen der ihn austragenden und mittragenden Menschen. Nicht der äussere Anlass also, aber auch nicht der Verlauf und die Resultate von Kriegen sind unter dieser Fragestellung von primärem Interesse, sondern vor allem die inneren Motive und Abläufe, die zu seinem Ausbruch geführt haben oder

neuerdings dazu führen könnten. Es ist also gleichsam die "Inkubationszeit" von Konflikten, die besonders interessiert, die Zeit, während der sich die Elemente des Konfliktes konfigurieren.

Fragen wir uns also für einen Augenblick, wo die Kriegsursachenforschung heute steht.

8. Kriegsursachenforschung

In einer 1986 veröffentlichten Studie der "Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung" am Deutschen Uebersee Institut in Hamburg sind alle gewaltsam ausgetragenen Konflikte des Zeitraumes 1945 bis 1984 analysiert worden <12>. Diese Liste umfasst nicht weniger als 159 Konflikte und weist nach, dass in den rund 14 600 Tagen seit Ende des 2. Weltkrieges praktisch kein einziger Tag verging, ohne dass irgendwo gekämpft wurde, und dass auch Ende 1984 rund 30 bewaffnete Konflikte im Gange waren bzw. noch immer im Gange sind.

Um die Frage zu untersuchen, ob Kriegsausbrüche die Folgen von bewussten politischen Entscheidungen und jeweils speziellen geschichtlichen Umständen sind, oder eher auf unbewussten Verhaltensmustern und unbekanntem gesellschaftlichen Regelmässigkeiten beruhen, (ähnlich wie Klimaschwankungen, Grippewellen oder Wirtschaftskonjunktoren), wurde die zeitliche Häufigkeit von Kriegsausbrüchen in gleichen Zeiteinheiten auf zunehmende oder abnehmende Trends bzw. andere rhythmische Erscheinungen analysiert, und festgestellt, das Phänomen "Krieg" sei "weniger von der Politik gesteuert als von ihr bewusstlos ausgeführt" und zeige weder periodische Zyklen noch Abhängigkeiten von Personen oder Regierungen. Einzig eine seit 150 Jahren anhaltende Zunahme der Anzahl von Kriegen lasse sich feststellen <13>.

Auch der Zürcher Politologe Dieter Ruloff stellt in seiner Untersuchung aller Kriegsanfänge seit der Französischen

Revolution (wobei er den Begriff "Krieg" enger definiert als das Hamburger Team) fest, dass die meisten der von ihm beschriebenen "grossen Kriege" (vor allem auch die Weltkriege) "nicht aus Gelegenheit, sondern aus Not und Verlegenheit" entstanden <14>.

Wenn nun Kriege "ungesteuert und bewusstlos" oder "aus Not und Verlegenheit" ausbrechen - und zu diesem Schluss kommen diese Studien <15> - heisst das dann, dass Nationen auch heute noch in Kriege "hineinschlittern" können, also auch im Zeitalter der Massenvernichtungswaffen der Krieg noch undurchschaubare Realität und Drohung ist?

Aus Anlass des 40.Jahrestages des Endes des 2.Weltkrieges hat der grosse Soziologe Norbert Elias tiefsinnige Reflexionen über das Wesen des Krieges und seiner Ursachen angestellt, und dabei unter anderem die These vertreten, dass bisher unter den jeweils mächtigsten Staaten zwangsweise ein Kampf um die Hegemonie eingesetzt habe <16>.

Nach einem eindrücklichen Gang durch die Geschichte von den Griechen und Römern bis in unser Jahrhundert stellt Elias für unsere Zeit und für den Ost-West-Konflikt fest: "Ich sage durchaus nicht, dass die Regierungen der beiden Staaten (USA und UdSSR) bewusst auf Weltherrschaft hinstreben. Ich sage nur, dass die eigentümliche Zwangslage, in der sich beide Mächte befinden, beide in diese Richtung drängt. Das, was wir Wettrüsten nennen, ist ebenfalls ein Ergebnis dieser Zwangslage. Ich unterstelle auch nicht, dass irgendeine Regierung der beiden Hegemonialstaaten im vollen Bewusstsein der Konsequenzen auf einen Krieg hinarbeitet. Ich sage lediglich, dass sich die Regierungen der beiden Staaten dadurch, dass sie sich militärische oder positionale Vorteile über die Gegenseite zu verschaffen suchen, unwillkürlich näher an einen Krieg heranarbeiten." <17>.

Elias steht nicht allein da mit seiner These. Der australische Politologe John Burton versuchte in seinem Werk "Global Conflict" die inneren Voraussetzungen des amerikanisch-sowjetischen Konfliktes im weiteren Kontext zu analysieren und unter den sechs Faktoren "Grösse", "Ideologie", "Entscheidungsvorgänge", "Unsicherheiten", "Wandel, sowie "Motive und Absichten", stellte auch er das Problem der "nationalen Grösse" als einen gegebenen, invariablen Faktor dar, der aus psychologischen und systemischen Gründen die Rivalität zu einem Kampf um Ueberlegenheit mache <18>.

Der Ausgangspunkt der Elias/Burton These, das Ueberlebens- und Sicherheitsbedürfnis, das in Territorialität, Territoriums-abgrenzung, in Konkurrenzkonflikte um Land und Güter und schliesslich in das Prinzip der Ausscheidungskämpfe ausmündet, wird auch von der Verhaltensforschung als ein grundlegendes soziales Verfahren in der ganzen belebten Natur bestätigt <19>. Ist also anzunehmen, dass diese Kräfte, die bisher Kriege wie Epidemien erzeugt haben und denen Staatsmänner lediglich als Werkzeuge dienten, auch weiterhin Kriege herbeiführen werden, auch in Europa?

Ein derartig mechanistisches Geschichtsbild, in dem weder Freiheit noch Verantwortung Platz hätten, kann wissenschaftlich nicht nachgewiesen werden. Auch sind bei weitem nicht alle Theoretiker oder Historiker bereit, im Ausbrechen von Kriegen überpersönliche Geschichts- oder Naturkräfte am Werk sehen und die in der Geschichte handelnden Personen zugunsten anonymer Regelabläufe von aller Verantwortung zu entbinden. Entscheide mögen sich statistischer Regelmässigkeit unterordnen, aber menschliche Handlungsakte bleiben sie trotzdem. Menschliche Entschlussfähigkeit muss also auch heute eine Chance haben.

Auch wenn Menschen den Entschluss zum gewaltsamen Austrag von

Konflikten fassen, bleibt die Frage: Warum? Wozu?

Machiavelli hat dazu lapidar bemerkt: "... aus zwei Gründen führt man Krieg gegen einen Staat, einmal, um seiner Herr zu werden, und zweitens aus Furcht, von ihm unterjocht zu werden." <20>. Die komplexe Frage, ob es sich hier tatsächlich um zwei verschiedene Motive handelt, können wir hier nicht untersuchen. Wichtig scheint mir, dass auch Machiavelli die Furcht vor dem Unterjochtwerden oder eben das Sicherheitsbedürfnis als Quelle des Krieges erwähnt. Wir stehen somit vor der paradoxen These, dass gerade der von uns so hoch geschätzte Wert "Sicherheit" ein wesentliches, wenn auch verborgenes Motiv für Kriege - und damit für extreme Unsicherheit - zu sein scheint.

9. Rationale und nicht-rationale Faktoren

An diesem Punkt muss m.E. auch eine sinnvolle Konfliktforschung tätig werden. Bei der Frage nämlich, was bei dieser Umwandlung des Sicherheitsbedürfnisses in praktische Unsicherheit passiert, d.h. welche Elemente zur Inkubation von Kriegen beigetragen haben, und welche Elemente zu einer solchen Inkubation heute beitragen bzw. beitragen könnten.

Auf der rationalen Ebene sprechen verschiedene Gründe dafür, dass zur Zeit ein Krieg zwischen den Staaten der NATO und den Staaten des Warschauer Paktes wenig wahrscheinlich ist. Der bundesdeutsche NATO-Experte Peter Stratmann meint, dass beide Seiten die Gefahren für zu gross einschätzten, um einen Konflikt zu riskieren <21>.

Andererseits liegt die Krux der Materie gerade in der Tatsache, dass nicht nur rationale Faktoren das politische - auch das sicherheitspolitische - Denken und Verhalten bestimmen.

Das Denken und die Wahrnehmung der sowjetischen

Militärstrategen z.B. ist noch heute geprägt von der traumatischen Erfahrung des deutschen Ueberfalls vom Sommer 1941. Um nicht noch einmal Opfer eines Angriffs aus Westen zu werden, polsterte sich die Sowjetunion nach Westen mit den Staaten des Warschauer Paktes ab, mit Bundesgenossen, von denen Stalin schon am Ende des Zweiten Weltkrieges unmissverständlich forderte, dass sie der Sowjetunion freundlich gesinnt sein müssten. Eine weitere Folge des sowjetischen Traumas von 1941 war die Ausrichtung der sowjetischen Militärstrategie auf die Vermeidung einer Wiederholung der Katastrophe von 1941, wozu nicht nur der Aufbau von viel stärkeren Verteidigungskräften gehörte, sondern die Entwicklung einer Militärstrategie, die im Falle einer ernststen Bedrohung den Spiess sofort umdrehen und dem Ueberfall durch einen eigenen Angriff zuvorkommen will. Die sowjetischen Streitkräfte sind deshalb ganz systematisch für geballte und rasche Offensivkraft nach Westen ausgelegt, die dem Gegner gleich zu Beginn hohe Verluste beifügen kann, um dann den erwarteten längeren Abnützungskrieg überstehen zu können. Ohne jetzt auf Fragen der Verwendung von beidseitigen Nuklearstrategien eingehen zu können, ist klar, dass der entscheidende Faktor in diesem Szenario die Wahrnehmung der Bedrohung ist, wie wir sie schon als entscheidendes Konfliktmoment in der Definition von Sandole angetroffen haben, deren tieferer Sinn sich aber erst jetzt zeigt.

Wenn wir also mit Stratmann annehmen, dass beide nuklearen Grossmächte heute die Gefahren eines Krieges für so gross halten, dass sie selber einen Kriegsausbruch verhindern möchten, so ist darüber hinaus von entscheidender Bedeutung, dass ein Krieg nicht aus irrationalen Gründen, aus Furcht als Resultat von verzerrter Wahrnehmung, entsteht.

Selbst die Gefahren eines Missgeschicks, sei es technischer oder organisatorischer Natur, scheinen weniger bedeutend zu sein

als die mit Wahrnehmungsverzerrungen verbundenen Probleme. <22>.

10. Wahrnehmung und Wahrnehmungsverzerrungen

Bekannt sind die grotesken Wahrnehmungsverzerrungen bezüglich Notwendigkeit, Verlauf, Kosten und erhoffte Ergebnisse eines Krieges im Sommer 1914. Nur zu einem geringen Teil waren sie auf fehlende oder falsche Informationen zurückzuführen. Eine grössere Rolle spielten dagegen selektive Wahrnehmung und kognitive Dissonanzen.

Der Informationsstand politischer und militärischer Führungsorgane ist heute - technisch gesehen - unvergleichlich viel besser als zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Trotzdem sind die Schwierigkeiten einer realitätsgerechten, unverzerrten Erfassung der Absichten eines Gegenübers nicht einfacher geworden, unter anderem deshalb, weil wir die Tendenz haben, unangenehme, nicht in unser Weltbild passende Informationen oder Eindrücke zu verdrängen oder auszufiltern.

So schickte z.B. John F. Kennedy im Herbst 1963, als das amerikanische Engagement in Südostasien kritisch zu werden begann, General Victor Krulack und den Berufsdiplomaten Joseph Mendenhall, beides alte Vietnamkenner, auf eine Informationstour nach Vietnam. Nach der Rückkehr gaben beide vor dem Nationalen Sicherheitsrat in Anwesenheit des Präsidenten ihre Eindrücke wieder. Krulack erzählte, die militärischen Aktionen liefen zufriedenstellend ab und das Regime Diem erfreue sich grosser Beliebtheit. Mendenhall dagegen erklärte, Südvietnam sei in einer verzweifelten Lage und das Regime stehe am Rande des Zusammenbruchs. Der Präsident, berichtet der Chronist, hörte höflich zu und fragte schliesslich: "Waren Sie beide im gleichen Land?" <23>

Die "Realität" der Situation in Vietnam war nicht leicht

auszumachen. Da aber alle Entscheidungen als Basis ein Wirklichkeitbild erfordern, bilden sich darüber Konventionen, die auch oder gerade in schwierigen Entscheidungssituationen von grosser Bedeutung sind. Solche Konventionen können auch bei politischen Planungsgruppen zu einem Konformitätszwang führen, der die Qualität der rationalen Entscheidungsfindung stark beeinträchtigen kann.

Ebenfalls aus den Sechzigerjahren, d.h. aus den ersten Wochen der Kennedy-Administration, stammt folgendes Beispiel.

Der amerikanische Unterstaatssekretär Chester Bowles hatte an einer Sitzung der Planungsgruppe, die mit der Vorbereitung der Schweinebucht-Landung auf Kuba beschäftigt war, seinen Vorgesetzten, Aussenminister Dean Rusk, zu vertreten. Er beobachtete dabei mit Schrecken, wie die etablierte Planungsgruppe aus seiner Sicht von gefährlichen und unzutreffenden Annahmen ausging, ohne dass irgendjemand in der Gruppe Zweifel am Invasionsprojekt äusserte oder Einspruch erhob. Chester Bowles notierte seine Eindrücke und Einwände, und liess sie Staatssekretär Rusk zukommen, der aber - quasi als Hüter der Wirklichkeitswahrnehmung der Planungsgruppe - keine Verwendung dafür fand. Der Invasionsversuch endete in einem Fiasko. Rusk versuchte aus dieser Erfahrung zu lernen, und zwei Jahre später, während der kubanischen Raketenkrise, wurden vom Executive Committee, das Präsident Kennedy in den kritischen Tagen des Oktober 1962 zu beraten hatte, absichtlich Sachkenner mit abweichenden Meinungen in die Sitzungen geholt, um diesmal die Entstehung eines verzerrten, nur auf Konvention beruhenden Wirklichkeitsbildes zu vermeiden <24>.

Die grundsätzliche Problematik war aber mit diesem einen Fall eines bewussten Lernprozesses keineswegs bewältigt, abgesehen davon dass bisher viele Versuche, aus der Geschichte zu lernen,

ihrerseits wieder zu unerwünschten oder gar fatalen Folgen führten, ich brauche hier nur an den Vietnamkrieg zu erinnern <25>.

Als jüngeres Beispiel mag der Falklandkrieg von 1982 dienen. Der amerikanische Strategie-Professor Richard N. Lebow hat in einer fundierten Studie nachgewiesen, dass auch diesem Krieg krasse Wahrnehmungsverzerrungen zugrunde lagen: auf britischer Seite die feste Ueberzeugung, dass Argentinien es nicht wagen werde, die Inseln zu besetzen, und auf argentinischer Seite der ebenso feste Glaube, London werde sich mit einer militärischen Besetzung der Inseln abfinden <26>. Beide Fehleinschätzungen beruhten nicht auf dem Mangel an Informationen, sondern auf selektiver Wahrnehmung, bedingt durch vorgefasste Meinungen. Sie verstärkten sich gegenseitig und steigerten den Konflikt (der sich nach dem Urteil Lebows kurz vor einer Verhandlungslösung befand) zum Krieg.

11. Kommunikation

Selbst unter Konfliktparteien, die - wie England und Argentinien - kommunikationswillig sind, kommt das Problem der adaequaten Uebermittlung noch als zusätzliche Erschwerung hinzu. Aus der Sprachforschung wissen wir, dass das Formulieren von Gedanken, das Sprechen und Verstehen ein hochkomplizierter Prozess ist, bei dem es alles andere als selbstverständlich ist, dass die Kodifizierung von Inhalten, die wir beim Sprechen vornehmen, beim Empfänger der Botschaft auch wieder so entschlüsselt bzw. so verstanden wird, wie wir es möchten.

Als 1967 der sowjetische Ministerpräsident Kossygin die USA besuchte und in Glassboro mit Präsident Johnson zusammentraf, versuchte ihm dieser die amerikanische Nuklearstrategie der Abschreckung klarzumachen. Er wies darauf hin, dass Amerika nicht

mehr darauf beharre, überlegene Nuklearmittel zu besitzen, sondern sich damit zufriedengebe, ein minimales nukleares Vergeltungspotential zu haben, daneben aber Rüstungskontrollabkommen anstrebe und dass sowjetische Anstrengungen, eine Raketenabwehr aufzubauen, notwendigerweise die Vermehrung der amerikanischen Vergeltungswaffen nach sich ziehen müsste. Der damalige Verteidigungsminister Robert McNamara berichtet in einer interessanten Passage, wie Kossygin das amerikanische Denken nicht verstehen konnte, wie Johnsons Erklärungsversuche verpufften, und der erschöpfte Präsident schliesslich McNamara ersuchte, nochmals von vorn zu beginnen. Das Gespräch endete damit, dass Kossygin einen roten Kopf bekam, mit der Faust auf den Tisch schlug, und darauf beharrte: "Verteidigungswaffen sind moralisch, Angriffswaffen sind unmoralisch! --- Und das war keine Show, er glaubte das," fügt McNamara in seinem Bericht hinzu <27>. Ganz offensichtlich ging Kossygin von völlig anderen Denk- und Wahrnehmungsvoraussetzungen aus als die Amerikaner.

Aehnliche Kommunikations- und Wahrnehmungsprobleme müssen sich nach sachkundigen amerikanischen Berichten auch anlässlich der Begegnung von Reykjavik im Oktober 1986 wieder gezeigt haben <28>.

Andere Denkvoraussetzungen, andere Raster in der Wirklichkeitsdefinition spielen eine entscheidende Rolle bei der Konstellation auch von internationalen Konflikten. Und an der Bewusstmachung dieser Faktoren muss die Konfliktforschung heute in höchstem Masse interessiert sein.

12. Bewusstmachung als Beitrag zur Friedenssicherung

Am Schluss einer umfassenden empirischen Studie über Freund-Feind-Bilder im Ost-West-Konflikt schlägt Daniel Frei als möglichen Weg zu einem Abbau der Wahrnehmungsverzerrungen u.a.

eine "Förderung der Fähigkeit zur Empathie" vor, wobei Empathie nicht mit Sympathie zu verwechseln ist <29>. Empathie meint ein möglichst vorurteilsfreies Sich-hineinfühlen oder Sich-hineindenken in den andern. Positive wie negative Züge sollten dabei so nüchtern wie möglich zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden, das auch kommunikationsfähig ist und in dem sich der andere so zutreffend beschrieben fühlt, dass auch sein Interesse an einer gleichfalls empathischen, nicht mehr propagandistisch verzerrten, Wahrnehmung zunimmt <30>. Das ist ein äusserst anspruchsvoller Wahrnehmungs- und Kommunikationsprozess, der eine permanente Selbstreflexion über die eigenen Denkvoraussetzungen, die eigenen Widerstände und Ängste erfordert <31>. Er erfordert auch einen Verzicht auf emotionale Entlastung, zu der uns die Freund-Feind-Unterscheidung immer wieder drängen will. Er verlangt schliesslich die Fähigkeit, starke Spannungen und Konflikte im eigenen Inneren aushalten zu können, statt sie - was bedeutend einfacher ist - nach aussen zu projizieren. In der Bewusstmachung unbewusster, zu Konflikten drängenden Wahrnehmungsmuster steckt viel Potential für einen aktiven Beitrag zur Friedenssicherung. Der langsame und mühsame Weg über die gemeinsame Formulierung von Dokumenten und Abmachungen, wie er z.B. im Rahmen der KSZE und KVAE beschritten wird, ist aus dieser Perspektive von grosser Bedeutung und verdient nachhaltige Unterstützung.

Der Beitrag der Konfliktforschung zielt also im Bereich der Zwischengruppenkonflikte darauf ab, die Konfliktdynamik vom unkontrollierten Bereich in den kontrollierten, kontrollierbaren oder sogar ritualisierten Bereich einzubringen, die Bedingungen des Uebergangs besser zu verstehen und damit ebenfalls unter Kontrolle zu bringen.

12. Grosse Bedeutung der Innergruppenkonflikte

Es versteht sich von selbst, dass nun neben dem Bereich der Zwischengruppenkonflikte, über den ich heute einige Ueberlegungen anstellen durfte, auch noch der grosse und nicht minder bedeutende Bereich der Innergruppenkonflikte als weiteres Forschungsfeld existiert. Wir sind ja nicht nur durch äussere Konflikte gefährdet. Ich will nur einige besonders sichtbare innergesellschaftliche Konflikte nennen, die in ihrer Dynamik und in ihrem Langzeitpotential noch keineswegs erkannt sind und die eines vertieften Studiums dringend bedürfen: z.B. der Konflikt zwischen traditionellen und gewandelten gesellschaftlichen Grundwerten, die verschärfte Polarisierung von Meinungsbildern (z.B. in Bezug auf Sicherheitsprioritäten), der Konflikt zwischen neuen, mehrschichtigen (z.T. auch grenzüberschreitenden) Interessengemeinschaften (z.B. zu den Themen Umweltschutz, Abrüstung usw.), und den existierenden staatlichen Verhaltensanweisungen und tradierten Verhaltensnormen.

Der Katalog der Probleme ist lang. Die zu ihrer Bearbeitung erforderlichen Kenntnisse entstammen den verschiedensten Disziplinen. Die Zeit des zurückgezogenen Gelehrtenlebens und Einmannbetriebs ist in diesem Forschungsbereich vorbei: nur Zusammenarbeit bringt uns weiter. Die wachsende Komplexität der Probleme, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen entspricht der wachsenden Komplexität unserer wissenschaftlich-technisch geprägten Welt. Dass deshalb die Konfliktforschung gerade an der ETH einen Platz gefunden hat, sei hier dankbar vermerkt.

Auch wenn die Zeit in mancherlei Hinsicht drängt, wird es ratsam sein, Max Webers Mahnung zur Geduld zu beherzigen, und - von der Politik auf die Forschung übertragen - daran zu denken, dass auch Forschung bedeutet "ein starkes, langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmass zugleich." <32>

14. Anmerkungen

1. Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Sicherheitspolitik der Schweiz (Konzeption der Gesamtverteidigung) vom 27. Juni 1973, Art.51
2. ebenda Art.13
3. ebenda Art.422
4. Sandole, Dennis J.D., Economic Conditions and Conflict Processes, in: Paul Whiteley (ed.), Models of Political Economy, London 1980, p.343
5. Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, Krieg und Frieden aus der Sicht der Verhaltensforschung, Ueberarbeitete Neuausgabe, München / Zürich 1984, p.172/173
6. Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, Die Evolution der destruktiven Aggression, in: Beiträge zur Konfliktforschung 1978/2, pp.97, 107
7. Howard, Michael, The Causes of Wars and Other Essays, London 1983, p.13, 21
8. Harle, Vilho, On the Alternatives to War and its Functions, in: Current Research on Peace and Violence 1986/3, p.131
9. Bueno de Mesquita, Bruce, Theories of International Conflict: An Analysis and an Appraisal, in: Ted Robert Gurr (ed.), Handbook of Political Conflict, New York 1980, p.361
10. Clausewitz, Carl von, Vom Kriege, (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft Bd.138/139), o.O. 1963, p.23
11. Carrere, Rene, Die Zukunft der Gefahr und die Polemologie, in: Beiträge zur Konfliktforschung 1971/1, p.43/44
12. Gantzel, Klaus Jürgen und Jörg Meyer-Stamer (hg.), Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1984, Daten und erste Analysen, (Dt.Ueberssee Institut; Weltwirtschaft und internationale Beziehungen: Diskussionsbeiträge; 34) München, Köln, London 1986
13. Gantzel a.a.O. p. 115, 141
14. Ruloff, Dieter, Wie Kriege beginnen, (Beck sche Schwarze Reihe Band 294), München 1985, pp.116f., 152
15. Gantzel a.a.O. p.108
16. Elias, Norbert, Humana conditio, Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40.Jahrestag eines Kriegsendes (8.Mai 1985), (edition suhrkamp, Neue Folge Band 384), Frankfurt 1985, pp.27-29
17. ebenda pp.38, 75f.
18. Burton, John W., Global Conflict, The Domestic Sources of International Crisis, Brighton, Sussex 1984, p. 169

19. Eibl-Eibesfeldt, Irenäus, Krieg und Frieden aus der Sicht der Verhaltensforschung, 2., überarbeitete Auflage, München 1984, pp.55ff, 77-96, 98-100, 155-183, 205-207; 224/225: "Krieg ist also ein Mittel, mit dessen Hilfe Gruppen um lebensnotwendige Güter (Land, Bodenschätze etc.) konkurrieren. --- Der Krieg ist weder auf entartete, fehlgeleitete, tierische Instinkte noch auf Nekrophilie oder andere pathologische Entartungen des menschlichen Antriebslebens zurückzuführen."
20. zit. nach Czempiel, Ernst-Otto, Friedensstrategien, (Uni-Taschenbücher 1397), Paderborn, München, Wien, Zürich 1986, p.211
21. Stratmann, K. Peter, NATO-Strategie in der Krise? Militärische Optionen von NATO und Warschauer Pakt in Mitteleuropa, Baden-Baden 1981, p.138
22. Frei, Daniel, with the collaboration of Christian Catrina, Risks of Unintentional Nuclear War, Geneva 1982; vgl zur allgemeinen Thematik auch: Watzlawick, Paul, Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn Täuschung, Verstehen, München 1976, sowie Zanola, Werner, Wunsch und Wirklichkeit, Zum Realitätsproblem in der Psychoanalyse, Diss.phil. Zürich 1977
23. Schlesinger, Arthur M., Die tausend Tage Kennedys, dt. Uebersetzung von Wolfgang J. und Christa Helbich, Bern/München 1965, pp. 862/863
24. Janis, Irving L., Groupthink among Policy Makers, in: George M.Kren und Leon H.Rappoport, Varieties of Psychohistory, New York 1976, pp.326/327
25. Vgl. z.B. May, Ernest R., "Lessons" of the Past, The Use and Misuse of History in American Foreign Policy, London / New York 1973
26. Lebow, Richard N., Der Krieg, den keiner wollte, Fehlwahrnehmungen im Falkland-Konflikt, in: Beiträge zur Konfliktforschung 1983/2, p.67
27. Charlton, Michael, "Star Wars" or Peace-in-the-Skies, A Short History of Dreams and Nightmares, in: Encounter, February 1986, p.21
28. Mandelbaum, Michael and Strobe Talbott, Reykjavik and Beyond, in: Foreign Affairs 2/65, Winter 1986/87, p.228
29. Frei, Daniel, Feindbilder und Abrüstung, Die gegenseitige Einschätzung der UdSSR und der USA, (Beck'sche Schwarze Reihe, Band 298), München 1985, p.134 (Die ungekürzte Originalausgabe dieser UNIDIR-Studie erschien unter dem genaueren Titel: Perceived Images, U.S. and Soviet Assumptions and Perceptions in Disarmament, Totowa N.J. 1986).
Die hohen inneren Hürden, die bei der Empathie übersprungen werden müssen, zeigen sich im Begriff "intelligente Feindesliebe", den Carl Friedrich von Weizsäcker für diesen Vorgang verwendet, in: Weizsäcker, Carl Friedrich von, Die Zeit drängt, München / Wien 1986, p. 103
30. Frei, Feindbilder und Abrüstung, a.a.O. p.136
31. Devereux, Georges, Angst und Methode in den Verhaltens-

wissenschaften, München o.J. (Originalausgabe unter dem Titel From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences, Den Haag / Paris 1967)

32. Weber, Max, Der Beruf zur Politik, in: Max Weber, Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik (Kröners Taschenausgaben Bd.229), Stuttgart 1956, p.185